Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Hossain [Fortsetzung]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572771

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den zehnten Kindersarg bestellen müssen. Sie hatte dem Kinde, wie den neun andern, die Augen zugedrückt und ein paar Tränen vergossen. Nun kam die Reihe des Sterbens auch an sie. Eine besonders robuste Natur hatte sie nie gehabt, und geschont hatte sie sich auch niemals. Den Doktor brauchte ihr Mann schon genügend; deshalb wollte sie nicht zur Vergrößerung der Rechnung beitragen und wehrte sich dagegen, als man ihr den Doktor kommen lassen wollte. Sie konnte schon nicht mehr mit auf die Jahrmärkte, und so mußte ihr Mann mit dem ältesten Sohn, der nicht mehr zur Schule ging, allein ziehen.

Ihr ahnte, daß es nun mit ihr zu Ende gehen würde, und sie hoffte, nicht zu lange krank sein zu müssen; denn es wäre ihr peinlich gewesen, wenn man ihrethalben Arzt und Apotheker hätte bezahlen müssen. Der Pfarrer würde sie schon auf den Kirchhof begleiten und ein paar Worte an ihrem Grabe sprechen, ohne etwas dafür zu fordern, und die paar Fuß Erde, die würde ihr wohl auch die Gemeinde als letztes Almosen geben. Ihre Schuld war's nicht, daß sie so arm waren; denn gearbeitet hatte sie immer. Wenn nur aus ihren Kindern etwas Rechtes würde! Doch um die war ihr eigentlich weniger bang als um ihren Mann; um ihn allein machte sie sich Sorgen.

Es war schon zum dritten Mal, daß Vater und Sohn an einem Samstag aufbrachen, und schon zum dritten Mal, daß sie sagte: „Das nächste Mal geh' ich aber wieder mit euch ...“ Nun bat sie ihren Sohn, zu ihr zu kommen, und sagte ihm, daß, wenn sie sterben sollte, „was man ja nit wisse kann“, doch er für seinen Vater sorgen möchte. „Er wird sich wohl wieder verheirate; wahrscheinlich nimmt er die Mamsell aus dem Müller seiner Schießbud'; die hat ihm immer schon so Auge hingemacht, das freche Frauenzimmer! Aber wenn sie nit recht zu ihm sein soll, gelle, Franz, dann sorgst du für dei Vadder und gibst ihm manchmal e Zigarr oder e bische Geld, damit er auch e Freud hat ...“

Als dann Vater und Sohn am Montag vom Jahrmarkt heimkamen, fanden sie die Kinder weinend und die Mutter tot, und die Gemeinde mußte sich dazu bequemen, in diesem Jahre außer dem Kindersarg noch einen großen Sarg zu stiften — — — —

Hossain

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Schaffner**, Basel.

Sechstes Kapitel.

Hier hielt Hossain etwas inne mit Erzählen. Er überlegte, wie er das Kommende einleiten sollte, und wickelte sich dabei eine neue Zigarette.

„Du, ich errate, wer der Effendi ist,“ sagte der Kerkermeister. „Es ist Said Faris!“

Hossain nickte. Eine geraume Weile blieb es dann still. An den dicken Rauchwolken, die Hossain ausstieß, war zu merken, daß er erregt war. Der Kerkermeister hätte gerne über den Effendi etwas Rechtes zusammengeschimpft, wenn er nur schon eine erkleckliche Ursache dazu gehabt hätte. Endlich fuhr Hossain fort.

Da er sein neues Amt antrat, hatte er keine Vorstellung davon, welcherlei Pflichten damit verbunden sein möchten. Er hatte es sich in der Eile als einen Vertrauensposten gedacht, wo ein rechter Mann immer noch als an einem rechten Platz sich sehen lassen könne. Vollends Afifah meinte, nun gehe es geraden Weges ins Paradies, als sie mit Hossain hinter dem Effendi herging, um sofort die Wohnung des Türhüters zu beziehen und das Pflichtenheft von Said Faris entgegenzunehmen. Je tiefer sie aber dem neuen Zustand auf den Grund blickten, desto weniger wollte er ihre Sympathie erregen, und sie waren nicht sehr erfreut, zu vernehmen, daß es zum Beispiel zu Hossains künftigen Obliegenheiten gehörte, den Hof zu fegen und Botschaften zu verrichten, wie es auch Afifahs Aufgabe sein sollte, die Zimmer und Treppen zu scheuern, für den Effendi zu kochen und überhaupt für seine ganze persönliche Bedienung aufzukommen. Mißfiel Hossain sonderlich das letztere, so trat Afifah jetzt schon die Schamröte in die Wangen bei dem Gedanken, wie eine Magd zu scheuern und waschen zu sollen, während sie bis vor wenigen Tagen gewöhnt war, zehn Mägde von früh bis spät in Atem zu halten.

„Hossain,“ sagte sie, als der Effendi fort war, „Hossain, das werde ich nicht tun! Ich bin keine Magd!“ Ihre Stimme bebte.

„Wenn du etwas Besseres weißt, so sag' es!“ antwortete Hossain düster. „Ich bin auch kein Knecht; aber ich dächte, es sei besser, vorläufig ein schlechtes Dach zu haben als gar keines. Was willst du anderes beginnen?“

Indem er so sprach, dachte er nur an sie. Wenn er allein gewesen wäre, so hätte er keinen Augenblick gezaudert, dem Effendi den Dienst vor die Füße zu werfen. Was sollte er aber mit Afifah beginnen, heimatlos und mittellos, wie er war!

In Afifahs Seele wimmelte es kraus durcheinander. Was sie erfüllte, war der unbeugsame und ein wenig törichte Stolz ihrer Herkunft, namenlose Angst vor der dunkeln Zukunft, heftiger Widerwille gegen die Armut und die Dienstbarkeit, und weil Hossain sich zu des letztern Fürsprech gemacht zu haben schien, auch ein erstes Aufwallen von Abneigung gegen den Geliebten. Dieser Wirbel ging immer wilder mit ihr herum, er machte tausend Umdrehungen in einer Sekunde, und was ihr endlich von allem Denken übrig blieb, war ein irres Tasten nach einem Halt, ein unzurechnungsfähiges Ausschauen nach irgend einer Rettung. Ein heller Punkt schwebte ihrem Auge vor. Sie war es sich nicht bewußt, daß dieser helle Punkt des Effendi Reichtum war. Im Reichtum war alles enthalten, was ihr jetzt zum Weiterleben fehlte.

„Ich bin auch keine Knechtsnatur,“ wiederholte Hossain, als Afifah, von ihren Empfindungen hin- und hergeworfen, immer noch zu keiner Antwort kommen konnte. „Aber ich meine, um das Leben zu erhalten, heiße es kein zu großes Opfer gebracht, auf eine Zeit lang sich einmal zu verleugnen. Wenn das ein Mann kann, so sollte ein Weib sich auch nicht länger dagegen sperren ...“

Da fuhr Afifah herum. Sie trat auf Hossain zu, und indem sie ihr leidenschaftliches Gesicht mit den düster brennenden Augen dicht vor das seine brachte, sprach sie: „Und ich will lieber verschmachten und verdorren, als daß ich meinen Rücken zu einer einzigen Magdarbeit krümme!“

Unmutig erwiderte Hossain:

„Du bist eine Törin, Afifah!“

„Und du ein Knecht, ein . . . Feigling!"

Sie war fest von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt und dünkte sich in ihrer edeln Entrüstung turmhoch über dem armseligen Genossen erhaben. Aber als Hossain aufzürnte und seine Hand zum Schlag erhob, stürzte sie mit einem leeren, bankrotten Auflachen aus dem unwohnlichen Raum, die Türe dem Nachdringenden ins Gesicht schmetternd. Sie floh durch einen Korridor, riß eine Türe auf und riegelte sie hinter sich zu; dann brach sie in die Knie.

Während Hossain sich wieder auf sich selbst besann, wurde an das Tor gepocht. Nun war der Moment gekommen, wo er sein Amt antreten sollte. Einen Augenblick zauderte er. Dann ging er hinaus zu öffnen.

Das Zimmer, in das Afifah sich geflüchtet, war ein schönes, trauliches Gemach, in dem sich Said Faris am liebsten und so auch augenblicklich aufhielt. Afifah wogte vor den Augen alles durcheinander; deshalb gewahrte sie den Effendi nicht. Als dieser sich aber von der ersten Ueberraschung zurechtgefunden hatte, wollte ihm dieser Auftritt gar nicht übel gefallen, und freundlich fragte er das Mädchen, was ihm begegnet sei. Und als Afifah, rasch wieder zu sich kommend, sich erhob und dem Effendi ungewiß ins Gesicht blickte, fragte er weiter:

„Wer tat dir etwas, schöne Frau?"

Diese Anrede gab ihr einen Stich, und hastig entgegnete sie:

„Ich bin keine Frau."

Damit tat sie einen Schritt von Hossain weg und einen Schritt auf Said Faris zu. Sie tat das unter dem Einfluß derselben dunkeln Angst, mit der ein ins Wasser Gefallener dem festen Land zustrebt. Ihr Schritt galt ursprünglich nicht den Personen Hossain und Said Faris, sondern den Begriffen Elend und Reichtum, die mit ihren Vertretern allerdings persönlich geworden waren. Der Effendi deutete dies Geständnis auch kräftiglich nach dem Schein, und sein alter Baum trieb ordentlich wieder Saft unter dem Strahl dieser trügerischen Sonne. Seine Ueberlegungen wurden aber gestört durch ein sehr unwillkommenes Pochen an der Türe. Da Afifah sich nicht regte zu öffnen, trat er selbst hinzu, die Türe zu entriegeln. Hossain trat mit einem Bündel Briefe und mit zwei Paketen beladen ins Zimmer, und als Afifah den Geliebten also in Ausübung seines Dienstes erblickte, zog ein Gefühl unsäglicher Verachtung durch ihre Seele. Und wie sie sich körperlich von ihm abwandte, so trennte sie sich auch innerlich von ihm. Sie hatte nichts mehr mit ihm gemein, und der letzte Funken Liebe erstickte in ihrem Herzen. Hossain aber gedachte, als er Afifah hier erblickte, der verriegelten Türe. Einen Augenblick bäumte sich sein Stolz gegen den aufsteigenden Verdacht, und sein Herz flehte für die bedrohte Liebe. Er drückte es aber kalt zusammen, daß es einen erstickten Schrei tat in ihm; denn hier waren Beweise.

„Und wenn es dir recht ist, Effendi," wandte er sich an den Herrn, „so möchte ich meinen Dienst wieder verlassen. Wir können doch wohl nicht ewig beisammenbleiben!"

Ohne eine Antwort abzuwarten und ohne einen Blick auf Afifah zu werfen, zog er die Türe hinter sich zu. Nach einer Weile hörten die beiden Zurückbleibenden das Tor ins Schloß fallen. Darauf blieb es eine Zeit lang still im weiten Haus. In Afifahs Seele rief ein fernes, weinendes Stimmchen noch einmal den Namen des Geliebten. Dann verstummte auch dieses.

Said Faris war in einiger Verlegenheit. Daß Afifah hier blieb, war ihm nicht unlieb. Das sah er aber als Mann von Erfahrung augenblicklich ein, daß das Weib, das so finstere Blitze aus ihren Augen schießen konnte, nicht mit sich tändeln und spielen lasse. Schön war sie, und „schön" war für Said Faris immer noch ein Zueignungswort gewesen.

Said Faris war von Beruf Diplomat, und seine Gedanken sproßten je und je am dankbarsten, wenn er in der Stube hin- und hergehen konnte. Darum tat er auch jetzt also, indessen Afifah regungslos und ziemlich gedankenlos an ihrem Platz verharrte. Der alte Zustand war für sie zusammengebrochen. Jetzt war nichts. Sie erwartete etwas Neues, und dies Neue schien ihr von Said Faris kommen zu müssen.

Der Effendi wußte nun vor allem, daß er hier herrenloses Gut vor sich hatte. Daß dies Gut seine Begehrlichkeit in hohem Grad erweckte, fühlte er. Daß er weder zu alt noch zu arm sei, einen solchen Besitz zu behaupten, überrechnete er in der Eile. Daß das Objekt seiner Spekulationen ziemlich willenlos war, schien ihm offenbar. Sollte ein Wille vorhanden sein, so konnte er sich nur auf seine Person beziehen, und diese Voraussetzung tat seinem alten Herzen so wohl wie ein ganzes Rosengedüfte süßester Schmeicheleien. Er wurde ordentlich wieder jung und faßte zusehends Mut, nun, nachdem er in jüngern Jahren bereits sechs Frauen kinderlos begraben hatte, an der siebenten eine Kraftprobe seines Alters abzulegen.

„Höre, meine süß gefiederte Turteltaube!" begann er endlich Afifah anzureden. „Ich sehe, daß du der trostlosen Krähe, die soeben mein Haus verließ, nicht nachfliegst. Du hast dich in meinen Schutz begeben, und daß du noch in demselben verharrst, will mir ein Zeichen scheinen, daß du überhaupt nicht ungern bei mir bliebest . . . Ich habe keine Frau mehr und stehe noch in der Blüte meiner Kräfte, wie dein Gazellenauge sieht. Ich verlange keine Antwort von dir, da ich sehe, daß du nun nicht zu sprechen gelaunt bist. Dies Zimmer ist dein. Halte dich darin auf! Nebendran ist das Schlafgemach. Das Lager soll dir neu aufgerüstet werden. Die Türen stehen dir offen. Wohnst du nach sieben Tagen noch unter meinem gastfreundlichen Auge, so nehme ich das als ein Zeichen, daß du mir nichts in den Weg stellen wirst, dich zu meinem Gemahl zu erheben. Siehe inzwischen, wie wir leben, und schmecke, wie wir genießen! Allah segne dich!"

Damit verbeugte sich der Effendi vor dem schönen Mädchen und verließ den Raum.

Afifah empfand unter solch achtungsvoller Behandlung ein Gefühl innigsten Behagens. Sie dachte: „Jetzt kommt die Zeit, wieder Herrin zu sein." Der Alte erweckte ihr just keine wärmern Gefühle, und sie traute sich schon die Kraft zu, ihn in gewissen, ihr genehmen Schranken zu halten. Da der Reichtum ihr nicht durch Liebe gewertet wurde, wollte sie dafür auch möglichst wenig bezahlen. Was dagegen der Effendi bei sich selber dachte, läßt sich zusammenfassen in die Worte: „Habe ich dich nur erst, so will ich mich für die Bücklinge, die ich deinem schönen Körper tun muß, bezahlt machen!

Als der siebente Tag seinem Ende sich zuneigte, war Asifah mit ihrem Lebensplan vollständig im klaren. Der Plan war entsetzlich nüchtern; aber er war auf Goldplatten entworfen. Und weil kein eigenes Feuer die Zukunft zu erwärmen versprach, vertraute sie auf das Feuer der Diamanten.

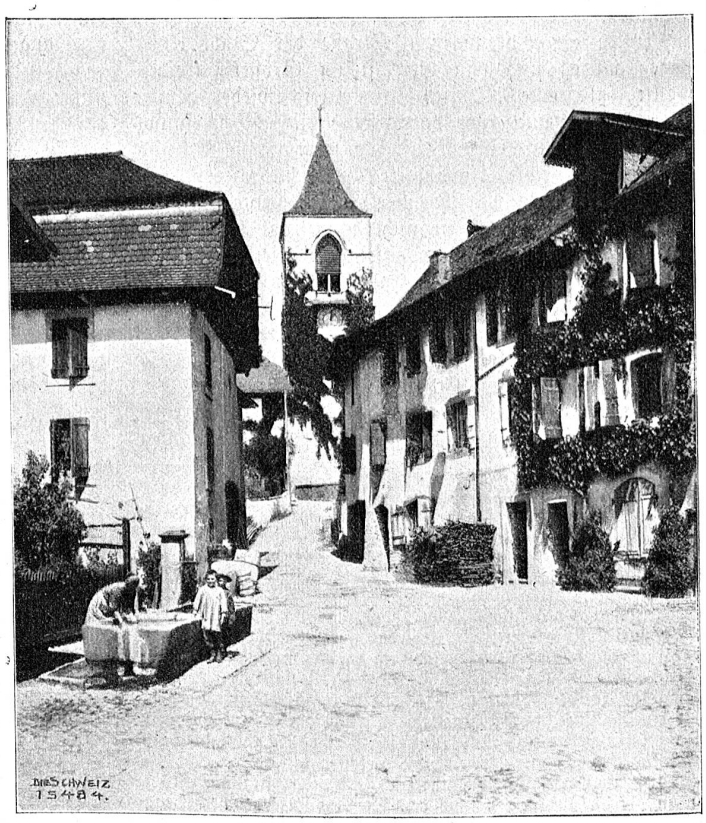
Und sie verstand es, den reichen Effendi sich dienstbar zu machen. Es war ihm nichts zu teuer, sie damit zu schmücken, und das Hochzeitsfest verschlang allein ein kleines Vermögen. Asifah strahlte; aber es gab Leute, die es in diesen Strahlen fror. Und in der Hochzeitsnacht fand sich der verliebte Effendi um seine Erwartung betrogen. Sie sagte, sie sei unwohl, und zog sich in ihr Gemach zurück. Said Faris mußte das wohl oder übel gelten lassen. Daß eine Frau mehrere Tage unwohl ist, kann auch leichtlich vorkommen, und der Effendi vertröstete sich auf ihre Genesung.

Wenn Asifah sich unwohl ausgab, so log sie damit keineswegs; nur daß dies Unwohlsein nicht körperlich, sondern seelisch war. Sie war nun mit Reichtum gefüllt bis zum Ueberdruß, und ihr ekelte. Und in einer schlaflosen Nacht stiegen vor ihrem Geist vergangener Tage Lieblichkeiten lächelnd empor; eine winkte der andern, als sie eine so willige Zuschauerin vorfanden, und endlich erblühte mit einem Schlag die ganze sternenfrohe Märchennacht ihrer vorigen Armut über der trostlosen Dämmerung ihrer unfruchtbaren Gegenwart. Da und dort spiegelte sich einer der schönen, fernen Sterne in einem der herumgestreuten Diamanten, und unter dem seligen Schein dieser Sterne gewann ihr Gold und ihr Geschmeide einen gar andern Glanz. Dann gab es aber einen Blitz, einen Schrei, ein Tor fiel dumpf dröhnend ins Schloß, und alles Licht war verschwunden. Darum mußte Asifah weinen.

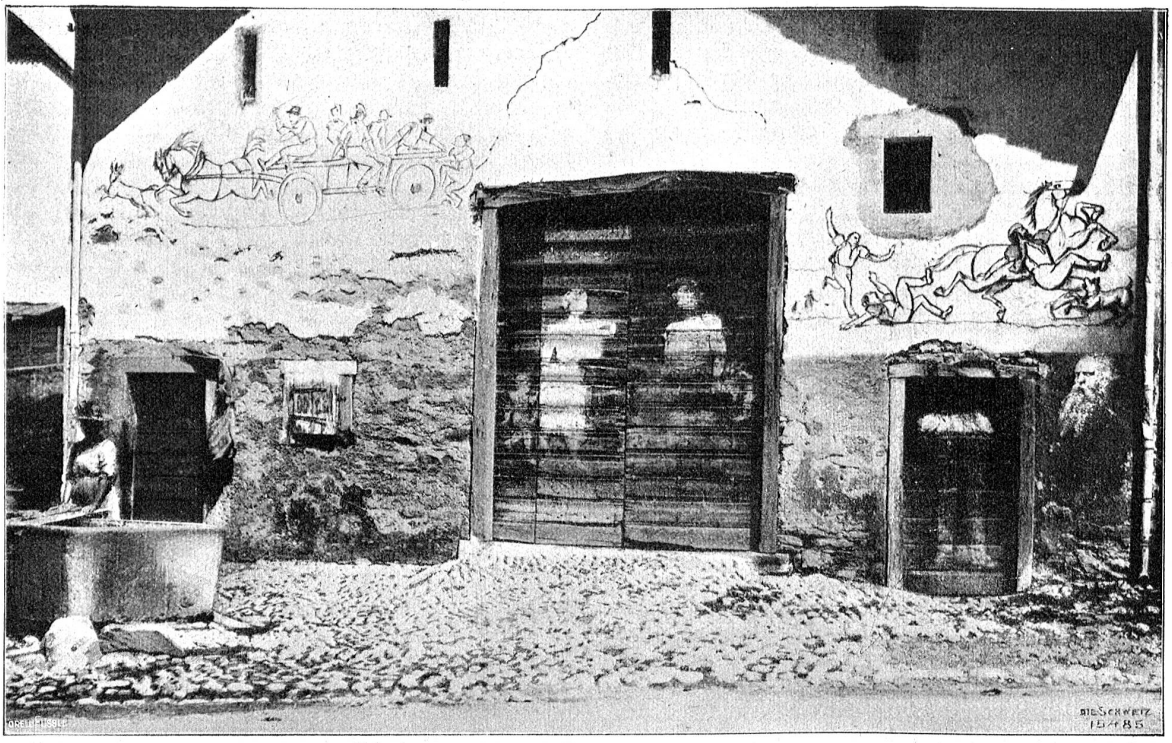
Und von da an kam jede Nacht irgend eine traute Erscheinung, die sie weinen machte. Sie richtete endlich nach diesen Besuchen völlig ihre Lebensweise ein, schlief am Tag, um den Effendi nicht sehen zu müssen, und träumte nachts mit offenen Augen ein entschwundenes Glück zurück.

Said Faris wußte schließlich weder aus noch ein. Seine Verliebtheit führte ihn aber bald genug auf die rechte Fährte nach der Ursache von Asifahs fortdauernder Verdankung seiner Liebe. Sie darunter leiden zu lassen wagte er zwar noch nicht. Dafür wandte sich jedoch all seine eifersüchtige Häßlichkeit gegen seinen Vorgänger, der abwesend immer noch seinen Platz in seines Weibes Herzen behauptete.

Hossain endlich war eine zu lebenskräftige Natur, als daß ihn dieser Schlag, so jäh er ihn traf, völlig hätte zerschmettern können. Wohl litt er vielfach unter seinem Irrtum, doch auf die Art, daß er ehrlich mit der Tatsache rang, um sich so oder so einmal damit abzufinden. Wie auch die Stürme der verletzten Empfindung zu Zeiten ihn umlärmten, so ließ er sich doch nicht vom Leben abtreiben; vielmehr hielt er sich wacker an einem Zipfel seines faltenreichen Gewandes fest. Durch schwere Hafenarbeit tat er seinem schmerzlichen Drang nach außergewöhnlichen Kraftäußerungen Genüge. Und wenn er abends todmüde sein Lager aufsuchte, so umfing alsbald der Schlaf seine Sinne, sodaß die bittern Betrachtungen, vom Getümmel des Seehafens im Lauf des Tages schon im Keim erdrückt, von der Ruhe der Nacht gesänftigt vollends als eine stille Resignation auf den Grund seiner Seele friedlich sich ausschieden. Im gleichen Maße mit seiner Ruhe nahm auch die Fähigkeit in ihm zu, den Lauf der Welt zu beobachten und den Sinn des Lebens allmählich zu erfassen. Dann lernte er seine Kraft und den Wert der Arbeit schätzen, und endlich kehrte im neuen Verhältnis auch sein Selbstbewußtsein und in dessen erfreulichem Gefolge die Lebenslust zu ihm zurück. Und als er sich also als ein anderer seiner Vergangenheit gegenübergestellt sah, blieb es nicht aus, daß diese und jene Episode mit ihren unwichtigen Wichtigkeiten ihm ein Lächeln ablockte, das sich endlich mit milder Heiterkeit über sein ganzes Leben verbreitete und auch seine Umgebung erfreulich beleuchtete. Dieser Humor verschaffte ihm bald die Zuneigung und das Wohlwollen seiner Mitmenschen, und nach einiger Zeit sah er sich in den Stand gesetzt, einen leichtern und lohnendern Verdienst zu ergreifen. Er schaffte sich ein kleines Lager allerhand täglicher Gebrauchsartikel und flimmernder Unbedeutendheiten an, vermischte auf solche Weise den täglichen Broterwerb harmlos mit Spiel und Humor und sah sich in nicht zu langer Zeit im Besitz einer festen Kundschaft, gleicherweise angezogen und festgehalten von



St. Légier (Waadt). Dorfstraße.



St. Légier. Wandmalereien an einem Stallgebäude; rechts unten das Selbstbildnis des Künstlers.

der Güte seiner Waren und von der Heiterkeit seines Gemütes. Er berechnete auch bereits den Zeitpunkt, da er in einer begangenen Straße der Stadt einen Laden mieten und sein Geschäft im Größern treiben wollte, als eines Tages Said Faris wieder seinen Weg kreuzte und ihm durch seine bloße Erscheinung bewies, daß es in seiner Brust doch nicht gar so still und klösterlich sei, wie er wähnte. Er dachte wieder öfter an Asifah, und es war ihm merkwürdig genug, daß ihr Bild nach so langer Zeit nicht etwa kühl und gleichgültig, sondern mild und von seinen eigenen Schmerzen verklärt ihm vor das Auge trat. Er hielt endlich friedliche Zwiesprache mit ihr, wie mit einer Verstorbenen, und solchermaßen war auch seine Trauer.

Said Faris aber konnte Hossains Ruhe nicht so gleichmütig mitansehen. Es schien ihm mühenswert, dem Hausierer die Laune zu verderben und seine Sonne zu verdunkeln, und wenn er auch nicht gerade beschlossen hatte, ihn auf die Seite zu bringen, so hätte er doch einen guten Grund zu einem tüchtigen Schlag nicht eben übel angesehen. Fast täglich gab es eine leichte Plänkelei zwischen den Männern, feindselig genug von beiden empfunden, aber lächelnden Mundes weitergeführt, bis dann am heutigen Tag der aufs äußerste gespannte Faden zerriß. Einmal in des Effendi Gewalt, versah sich Hossain nichts Gutes von ihm, war jedoch anderseits auch wieder Mann genug, den Kampf unverzagt aufzunehmen. Was bis heute in ihm geschlummert hatte, war durch des Effendi rohen Eingriff geweckt worden, und Hossain war nicht so unaufmerksam durch die Erfahrungen der letzten Monate hindurchgegangen, um nicht auch auf seiner Seite Möglichkeiten zu wissen und Mittel zu haben, die ihm in seiner Sache helfen oder wenigstens dazu dienen konnten, dem Effendi das Vergnügen zu verleiden.

(Schluß folgt).

St. Légier,

das bemalte Dorf.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Inmitten des prächtigen Rebgeländes, das sich von Vevey den Hügel aufwärts erstreckt, liegt das stattliche Dorf St. Légier, bekannt sowohl des guten Weines wegen, der an seinen Hängen reift, wie auch wegen seines originellen, künstlerischen Bilderschmuckes in den Straßen. Es dürfte wenige Dörfer geben, die eine so stattliche Bildergallerie aufzuweisen haben, und ihre Zusammensetzung und Aufstellung läßt erkennen, daß hier ein Künstler seiner Laune freien Lauf gelassen hat. Die Besichtigung steht jedermann unentgeltlich frei, der sich die Mühe nimmt, einen Spaziergang nach dem Dorf zu unternehmen; denn die lange Dorfstraße bildet die offene Gallerie, an der die Gemälde frei zur Schau stehen. Wände, Tore und Türflügel sind die Bildträger, worauf der Künstler seine Ideen gestaltet hat, zu denen ihm das vorüberziehende Dorfleben die mannigfaltigsten Anregungen gab. Deshalb schildern auch die meisten Bilder Szenen und Typen aus dem Dorfe, die der Künstler mit wenigen sichern Strichen auf die rohe Wand geworfen hat. Und die Entstehung dieser seltsamen Gallerie? Ihr erster Anfang ist unbekannt. Schon von alters her fanden sich an den Häusern und Türen spärliche Ueberreste von originellen Malereien, die heute fast ausnahmslos zerstört sind. Die neue Ausschmückung des Dorfes ist einem seiner Söhne zu danken.